



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Otto Eduard: August Apel, eine Studie aus dem alten Leipzig. 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



August Apel, eine Studie aus dem alten Leipzig

Von Otto Eduard Schmidt

2



esonders tief erregte Apel das Jahr 1813. War er doch als Leipziger Ratsherr in all das Elend verwickelt, das der Krieg mit sich brachte. Auch während der Schreckenstage im Oktober blieb er auf seinem Posten und war Augenzeuge der Völkerschlacht. Am Abend des 19. Oktober feierte er die Befreiung der Stadt mit dem Dichter Fouqué, der als Leutnant einer Kürassierabteilung der preussischen freiwilligen Jäger in Leipzig eingeritten war. Apel erzählt in seinem Tagebuche: „Als ich zu Haus kam, hielt ein Reiter im weißen Mantel vor meinem Haus. . . Es war schon Dämmerung, wie ich aber dem Reiter ins Gesicht sehe, erkenne ich meinen lieben Fouqué selbst.“ Und dieser berichtet in seiner „Lebensgeschichte“ S. 355: „Am Abend noch ein fröhlicher Eintritt bei Freund August Apel in Leipzig, dem Dichter so manch geheimnisreicher Schauerfrage, dem sinnigen Metriker, dem so viel begabten glücklich unglücklichen geheimnisreichen Manne.“ Im Juli 1814 schreibt Apel auf diese Zeit zurückblickend an Karl von Miltitz:

„Ich möchte Sie beneiden, so wie ich Fouqué und Andre beneide um den Feldzug. In solcher Zeit, wo eine große Idee einmal wie ein alter herrlicher Legendenheiliger durch die Länder geht und die Völker in den Kampf führt, ist es das kläglichste Geschäft zu Hause zu sitzen und die zerfallenden nicht geachteten Formen friedlichen Herkommens wie abgebrauchte Kartenblätter zu einem Gebäude zusammenfügen, die, man weiß es selbst recht wohl, vom nächsten Windhauch wieder eingeworfen werden. Gleichwol muß man das Spiel treiben, weil die Leute über dem Zusehn wenigstens nichts schlimmeres vornehmen. Ich habe den ganzen Winter durch die Leipziger Landwehr ausheben müssen.“

Apel liebte es, während er den Freunden gegenüber mit Anerkennung und Lob durchaus nicht kargte, seine eigne Tätigkeit zu verkleinern, sonst hätte er an dieser Stelle vielleicht eines kleinen Werkes gedacht, das, wenn nicht ganz, so doch vielleicht zum Teil auf ihn zurückzuführen ist. Es ist nämlich im Jahre 1813 ein kleines, recht selten gewordenes Büchlein anonym erschienen unter dem Titel: „Zeitlosen. Auf den verwüsteten Fluren Sachsens gesammelt“. In 48 Gedichten drückt es die Empfindungen aus, mit denen der

gebildete Leipziger die Ereignisse des Jahres 1813 bis zur Gründung des Banners der freiwilligen Sachsen begleitete. H. von Treitschke hat es bei seinem Urteil über die Haltung der sächsischen Bevölkerung jener Zeit, wie so vieles andre, was einen günstigeren Eindruck erwecken konnte, nicht benutzt, aber es gehört in der Tat zu den wichtigsten Zeugnissen über die öffentliche Meinung jener Tage, die wir besitzen. Das Vorwort des Büchleins lautet:

Zeitlosen nenn' ich euch. Ihr blüht ja in traurigen Tagen,
 Wenn der öde Herbst scheucht von den Fluren die Lust.
 Loß' ist die Zeit und böse, die euch, ihr Schwestern, geboren;
 Denn auf des Vaterlands Flur lastet ein hartes Geschick. —
 Zeitlosen bergen im innern Schooß' ein äzendes Gift, das,
 Künstlich ausgelaugt, heilende Kräfte besitzt.
 Reizen wird euer Gift zu blutiger Rache den Unhold
 Gegen des Kühnen Hand, der euch zu pflücken gewagt;
 Aber in undurchdringliches Dunkel gehüllet verachtet er
 Seine Späher und schläft ruhigen Schlummer, wie vor.
 Ähet, ergrimmt ihn immer! Doch bringt auch dem Vaterlandsfreunde,
 Dem stillhärmennden, Trost, Heilung von eigener Art!

Der erste Gedanke, daß Apel der anonyme Dichter sein könne, kam mir, als ich sah, daß seine letzte 1817 (d. i. 1816) in Berlin in der Schüppelschen Buchhandlung herausgegebene Sammlung von Gedichten und Erzählungen denselben Titel „Zeitlosen“ trägt. Bestärkt wurde ich in meiner Vermutung durch Apels Vorliebe für die Herbstblumen, der er besonders in seinen „Elegien“ (Cicaden III, 157 f.) Ausdruck gibt. Gegen Apels Autorschaft an den „Zeitlosen“ des Jahres 1813 spricht der Umstand, daß ihre sprachliche und metrische Form nicht überall so geglättet ist, wie es Apel sonst liebt. Aber die Glätte der Form ist bei Apel, wie er selbst sagt, das Ergebnis langen Feilens, und dazu hatte er wohl unter den Nöten der harten Zeit keine Muße; auch wird der und jene fehlende Versfuß auf Rechnung der eilfertigen und verborgnen Drucklegung zu setzen sein; denn wie das Vorwort zeigt, war Napoleon, als der Druck begann, in Leipzig noch der gefürchtete Tyrann. Eine andre, allerdings sehr unsichre Spur des Autors ist vielleicht darin gegeben, daß in der achten Zeile des oben wiedergegebenen Vorworts das Wort „Kühnen“ gesperrt gedruckt ist. Sollte das vielleicht auf einen Dichter namens Kühn oder Ruhn führen? Allerdings Friedrich Adolph Ruhn, der Dichter der „Zwölf Lieder eines Sachsen“ (1814, s. Goedeke VII, 288), scheint ausgeschlossen zu sein, da er in Dresden lebte. Unter diesen Umständen wird wohl die Erörterung vorläufig mit einem non liquet schließen müssen, aber vielleicht regen diese Zeilen solche, die mehr von der Herkunft des merkwürdigen Büchleins wissen, zu einer Mitteilung an den Verfasser an.

Auch religiöse Stoffe hat Apel bearbeitet. Er schreibt am 6. Dezember 1814 an Miltitz: „Vor einiger Zeit brachte mich der, meiner Meinung nach, ganz verfehlte Text des jüngsten Gerichts, den Spohr komponirt hat, auf den Einfall,

ein Weltgericht zu machen. Es enthält in drei Abtheilungen die drei Momente Tod, Auferstehung, Gericht, würde aber, wie ich selbst füle, zu viel musikalische Anstrengung fordern, um aufgeführt werden zu können." Die kraftvolle Dichtung*) ist aber doch von Friedrich Schneider 1819 komponiert worden und wird jetzt noch aufgeführt.

Trotz so vielfältiger und teilweise auch wohlgelungner poetischer Erzeugnisse liegt doch Apels bleibendes Verdienst weniger in seinen Dichtungen als in den von ihm aufgestellten Theorien über die Dichtkunst und über ihren Zusammenhang mit der Musik. Mit Recht nennt ihn Heinrich Schmidt in der Allgemeinen Deutschen Biographie (I, 501) „einen genialen Forscher auf dem Gebiete der Theorie der poetischen Formen, vornehmlich der Rhythmik und Metrik, deren wahres Verhältnis und Wechselwirkung aufeinander er zuerst in größerem Maßstabe erkannte". Die zweibändige Metrik, die er wenige Wochen vor seinem Tode im Manuskript abschloß, trägt gewiß in manchen Stücken unhaltbare Lehren vor, „geht aber von der richtigen Grundanschauung aus, daß die musikalische Komposition der griechischen Gedichte sich eng an die schon dem deklamierten Verse zugrunde liegenden Rhythmen anschlüsse, folglich müßten sich die Melodien und ihre Rhythmen aus den Worttexten wiederfinden lassen". Vergebens hat Gottfried Hermann diese richtigen Grundanschauungen bekämpft; die neuere Metrik, besonders Rudolf Westphal, ist mehr und mehr den Spuren Apels gefolgt. Ähnliche Anschauungen wie in der Metrik Apels finden wir auch in seinen Briefen an Miltitz ausgesprochen. Dieser hatte ihm seine „Lieder von Fouqué in Musik gesetzt von dem Freiherrn von Miltitz" (Leipzig, Breitkopf & Härtel) zur Beurteilung vorgelegt, darauf schreibt Apel am 6. März 1813: „Die Melodien scheinen mit den Gedichten zugleich und in demselben Geist entstanden, oder sie scheinen es nicht, sie sind es in der That, denn nur im gleichen poetischen Leben findet der Tonkünstler denselben Gesang, den der Dichter, wie eine Stimme aus der Ferne nur halb und nicht mit voller Klarheit vernahm."

Fast modern mutet uns eine ausführliche Aussprache über das Verhältnis zwischen Dichtung und Komposition an, die in einem Briefe vom 12. Juli 1814 enthalten ist: „Auch über dieses Durchkomponieren eines Gedichtes und die reiche selbständige Begleitung gehn, wie ich wohl weiß, gar wunderbare, absprechende Urtheile, wie überall, wo die Kritik als ein bloßes Wissen und nicht als ein lebendiges Fühlen sich an Kunst oder Wissenschaft macht. Es läßt sich meiner Ansicht nach hierüber durchaus nicht im Allgemeinen bestimmen, das Gedicht selbst fordert oder weigert diese Art von Begleitung. Je mehr dramatischer Charakter im Gedicht ist, um so mehr will es selbständige Begleitung, man könnte von dem rein lyrischen Gedicht bis zur Oper eine stetige Reihe nachweisen, wo sich die Musik immer mehr vom Gesang trennt, und über die Oper

*) Sie ist teilweise gedruckt in meinem schon zitierten Buche „Fouqué, Miltitz, Apel" S. 155 f.

hinaus zur bloßen Orchestermusik wird, wie der Gesang im andern Extrem zur rhetorischen Deklamation. Die Kunstkritik, sollt' ich meinen, wird immer ein schwankender Unfug bleiben, wenn sie nicht, wie die wahre Naturgeschichte schon anfängt, ein ideelles Nachbilden der Kunstwelt wird, dann aber freilich wird das Urteilen und Schreiben etwas unbequem."

Die Abneigung gegen die gewerbsmäßigen Kritiker und das wahre Verhältnis zwischen Künstler und Kritiker beschäftigen Apel auch sonst; am 6. Dezember 1814 schreibt er: „Der Künstler, das gestehn wir Alle ohne Widerrede ein, bleibt gewöhnlich in seiner Produktion noch vom Ideal, das er dachte, entfernt, der Kritiker allerdings auch, gleichwol erhält sich immer der Schein, als stehe der Kritiker dem Ideal näher. Der beste und einzig kompetente Kritiker ist der Verfasser selbst, und ein andrer nur in wiefern er sich auf den Standpunkt des Verfassers stellen und selbst seine Vorliebe empfinden kann."

Ebenso deutlich wie den Theoretiker der schönen Künste enthüllen die gehaltvollen Briefe Apels den Menschen, der noch eine besond're Würdigung verdient.

Apels Gesichtszüge gibt uns ein vortreffliches, jetzt in der Bibliothek zu Ermlich aufbewahrtes Bild seines Freundes Moritz Reysch wieder. Es zeigt einen edelgeformten Kopf mit reichlichem, teilweise die Stirn bedeckendem dunkeln Haar und einen feinen, fast durchsichtigen Teint; auffallend sind die kühn geschwungenen Augenbrauen und der charaktervolle, etwas sarkastische Mund. Sein Freund Friedrich Laun (Memoiren II, 6) berichtet, er habe in frühern Jahren an einer gewissen Engbrüstigkeit gelitten, die ihn dann und wann im Gespräche tief aufzuatmen zwang. Apel selbst deutet diese Schwäche seiner äußern Erscheinung an, wenn er vor seinem Eintreffen auf Schloß Scharfenberg, dem Wohnsitz des Freiherrn von Miltitz, an diesen schreibt: „Nun grüßen Sie alle Bewohner Ihres Hauses von mir, und tragen Sie besonders den Damen meine Bitte vor, daß sie an dem Humor, dem die Natur sich bei meiner Bildung hingegeben hat, kein Aergerniß nehmen. Ich bin deswegen doch eine ehrliche Haut und von ganzer Seel' und Gemüth Ihr Apel."

Trotzdem beweisen seine Gedichte und andre Nachrichten, daß er bei den Frauen sehr viel Glück hatte. Eine geistig und sittlich sehr hochstehende Frau nennt in einer brieflichen Plauderei mit ihrem Gemahl als den einzigen Mann, der ihrer Seelenruhe hätte gefährlich werden können, August Apel. Das machte wohl sein zwischen sonnigster Heiterkeit und ahnungsvoller Schwermut abwechselndes Wesen und der unwiderstehliche Zauber, der von seiner geistvollen Unterhaltung auf alle Hörer überging. „Er war eins der seltenen Univerfaltalente, bei denen es nur des Willens bedarf, sich in irgend ein Fach des Wissens und der Kunst zu werfen, um auch des vollständigen Erfolges darin sicher zu sein." (Laun a. a. O. 10.) In seinen Briefen zeigt sich Apel als scharfen Beobachter der Menschen und als feinen Sprachmeister. Fremdworte gebraucht er, wie zum Beispiel Connaisseur statt Kenner, um

besonders „die affektierende“ Art zu bezeichnen. In der feinen Ironie, die er namentlich den Urtheilen über seine Leipziger Landsleute beimischt, ist er selbst ganz Leipziger.

Als der ihm und Miltitz befreundete Maler Moritz Ketsch nach Leipzig kommen will, um dort für seine Kunst Interesse zu wecken, schreibt er am 25. Juli 1815: „Ja unsre Leipziger Kunstmänner! Das ist es ja eben, was mir die Gespräche über Kunst fast ärgerlich macht. So ein — Lieferant und Finanzier hat sich einen Mammon erworben und will nun den Protektor der Künste machen. Es ist ganz gut, daß es solche Leute gibt, nur mag ich sie nicht über Kunst reden hören. Es mag sich einer ja die schönste Geige anschaffen und sie gern zeigen, muß er denn aber deswegen aller Welt drauß vorspielen? Ernst ist es auch den Kunstmännern mit der Kunst gar nicht. Ihr Kunstsinne ist die Poesie eines Schauspielers, der in Fragmenten seiner gelernten Rolle spricht. Ich wollte, Ketsch hätte dem Lichtgeber einen heiligen Rochus gemalt, oder ihn selbst als St. Rochus*) statt des heiligen Scheins mit dem . . . Orden. — Der andre D. H. hatte in seiner Jugend das Unglück einen seiner Freunde auf der Jagd zu erschießen. Ein solches Unglück gilt mir als allgemeiner Ablassbrief für manche Mängel, und so will ich weiter nichts über ihn sagen. — Ob Ketsch in Leipzig in Rücksicht auf Erwerb seine Rechnung finden wird, will ich nicht vorher sagen. Salomo und Sirach, ich weis nicht welcher, hat vollkommen recht: Daß es einem gelinge macht nicht, daß er ein Ding wohl wisse, sondern alles liegt an der rechten Zeit und Stunde. Die Leipziger möchten gern durch Anerkennung fremdes Werthes glänzen, allein sie sind nicht im Stande den Werth unmittelbar zu schätzen, sie honoriren den Künstler und überhaupt den Menschen wie ein unbekanntes Handelshaus nur per onor del giro. Hat die Posaune geklungen, so finden sie sich ein, wenn auch die Herrlichkeit des Herrn nicht erscheint, sondern nur ein Stern sich schneuzt, sie schreien Bravo! Rätht aber der Hahn nicht vorher, sie halten die Sonne für eine Sternschnuppe. Indessen lassen Sie das unsern Ketsch nicht von der Reise abhalten. Nimmt man keine Bilder von ihm, so gibt man ihm gewiß welche, daß ein Humorist nicht Farben genug findet um sie zu verarbeiten. Können Sie aber vorher die Posaune etwas klingen lassen z. B. in der eleganten Zeitung, so wär es ganz gut. Ketsch würde darüber böse werden, und er hat Recht. Ich sage ihm aber, daß man mit Tauben etwas stark sprechen muß, und daß unser Herr selbst, der die zarteste Sprache mit einem reinen Gemüth spricht, doch Posaun und Donnerstimme anwendet, um die Harthörigen, die jene Stimme nicht vernehmen, aus dem Todtenschlaf zu wecken, und darin hab ich recht.“ Am 6. Januar 1816 fügt er hinzu: „Ketsch hat wol seine Reise nach Leipzig ganz aufgegeben? Er sollte doch kommen. Wenn es auch viel Öllampen hier gibt, so brennen doch auch

*) St. Rochus ist der Schutzpatron gegen Pest und Viehseuchen.

einige Wachskerzen, auch ist der Schein vom Johanneskäfer und Sternen nicht unerfreulich, wenn man auch eben dabei nicht essen, lesen und arbeiten kann.“ Und am 26. April 1816: „Es geht die Rede, daß diese Messe eine ungewöhnliche Menge von Gemäldesammlungen hierher zum Verkauf aufgebracht werden sollen, noch weiß ich aber nichts Näheres darüber, sonst schrieb ich es Ihnen. Die Leipziger Kaufleute sind ganz veressen auf vortreffliche Gemälde, d. h. nicht etwa auf eigentliche Kunstwerke sondern auf Farbentafeln mit berühmten Namen, wahr oder unwahr, versehn. Ich kann es nicht verbergen, daß mir diese Manier fast etwas lächerlich vorkommt und daß ich mich beinah scheue ein Bild oder gar eine Sammlung in Gegenwart solcher Connaisseurs zu betrachten. Das Interesse reicher Leute für und an Kunst und Kunstwerken ist recht gut, aber diese Art Kunstkrämerei versteinert und tödtet auch manches lebendige Gefühl für eigentliche Kunst, und — schelten Sie mich nicht — unsere jetzige Teutomanie halte ich um kein Haar besser, als die vorübergegangene Gräcomanie und Gallomanie.“

Derjelbe Mann, dem alle Register des Spottes zur Verfügung standen, war gegen seine Freunde hingebend treu und aufopfernd. Sein Stadthaus wie sein Landhaus waren Tempel edelster Gastlichkeit; seinen berühmten Weinkeller hielt er eigentlich nur für die Freunde. War er in großer Gesellschaft oft still und schweigsam, so erschloß er den Vertrauten sein innerstes Herz, das trotz seines reichen Könnens voll Demut und Bescheidenheit war. Namentlich der Übergang von einem Jahre zum andern, die Silvesternacht, weckte in ihm die zartesten Empfindungen; da sammelte er die Seinen um sich und gedachte in inniger Liebe der Fernen. Auf einen Freundesbesuch, den er erhielt oder abstattete, freute er sich wie ein Kind auf das Weihnachtsfest. Freilich auch die Schatten fehlen nicht in dem Bilde des interessanten Mannes. Dem Glauben an Gespenster und Vorzeichen war er bis zu einem Grade ergeben, daß er sich und andern dadurch den Genuß des Daseins trübte. Als während seines Besuches in Scharfenberg (Juni 1816) ein Teil der Ruinen des Schlosses einstürzte und den Platz, wo er tags zuvor mit seinen Freunden gefessen hatte, unter Trümmern begrub, deutete er dies auf seinen nahen Tod. Wie erinnert das an den Traum der Königin Luise vor ihrer letzten Reise nach Hohenzieritz: König Friedrich der Große erschien ihr in einem Rahne, um sie allein abzuholen. Als sie bald darauf die Kammerfrau wegen des Kleides fragte, das sie bei der Rückkehr tragen wollte, antwortete sie: „Dafür brauchst du nicht zu sorgen, denn alsdann ist Trauer.“ Mit wie schmerzlichen Ahnungen empfing auch Königin Luise in Hohenzieritz den Zypressenzweig aus des Königs Hand, den der Gärtner versehentlich für sie gebracht hatte! Jenes ganze Zeitalter der Romantik wurde durch den Glauben an Vorzeichen geängstigt, aber natürlich die einzelnen in verschiedenem Grade. Bei der edeln Königin und auch bei Apel trat das Gefürchtete ein: wenige Wochen nach der Heimkehr aus Scharfenberg befiel ihn eine tödliche Halsbräune, eine

Krankheit, die ihn bei seiner Engbrüstigkeit schon mehrmals an den Rand des Grabes gebracht hatte, und dieser erlag er, obwohl er wie ein Held dagegen ankämpfte, am 9. August 1816. Erschütternd wirkt ein Bericht des Totkranken, der sich abschriftlich in einem Briefe Fouqués an Miltiz erhalten hat: „... der Feind tauschte diesmal nur durch seine bewiesene Nachgiebigkeit, denn er faßte mich von einer peinlichen Seite und lähmte oder schwächte mir wenigstens die Kraft der Lungen in solchem Grade, daß mein Athmen nur in einer Folge unhinlänglicher Versuche besteht. Die Erhitzung des Kopfes durch diese Anstrengung bringt dabei die über alle Vorstellung entsetzliche Schlaflosigkeit vor. Wie der Wasserscheue vor brennendem Durst vergeht, und doch den Anblick der Labung mit Zuckungen flieht, so geht es dem Schlafscheuen mit dem Schlaf, und Shakespeares »Macbeth hat den Schlaf gemordet«, bekommt in solchen Nächten eine zum Wahnsinn führende Gräßlichkeit. Ich zähle solcher Nächte jetzt vier in ununterbrochener Folge und bin davon so zum Tod matt, daß ich kaum die Feder halten und lesen kann, was ich schreibe. In der zweiten schien es mir ganz fülbar zu werden, wie der lustige Regent des Lebens mich und mir seinen Abschied sagte. Aber ich faßte alle Kräfte zusammen, nicht zwar in der Brust, denn diese war leer an Kraft, aber im Willen und im Glauben, denn ich wollte doch gern wenigstens mein Haus bestellen, oder wenn es sein könnte, noch einen Herbst und Frühling leben mit meinen lieben Freunden. Und da mag ich wohl tapfer und gottwohlgefällig gekämpft haben, denn es blieb bei dem Todes-schmerz für diesmal. Nun will ich morgen nach Leipzig um den Arzt nah zu haben. Komme es wie Gott wolle, so wollte ich doch noch von hier aus meinen Abschied Ihnen schreiben, mein herzlich geliebter Fouqué, sei es ein wirklicher, oder ein geahnter. Aber für heute, gute Nacht.“

Rührend tönen die Klagen der Freunde in Wort und Lied um den Heimgegangenen. Miltiz schreibt am 13. August an seinen Bruder: „Apel ist nicht mehr. Er starb am 8. August in Fritzens Armen an den Folgen des organischen Fehlers im Halse, der ihn schon so oft dem Grabe nahe brachte. Er ist hin und mit ihm die eine Hälfte meiner geistigen Existenz. Sein Beyfall war in gelehrtem und ästhetischem Treiben mein Zweck und Lohn. Er war mir fast mehr als Fouqué. Seine Stelle im Herzen bleibt unersetzt: denn wo fände ich soviel Liebenswürdigkeit, soviel Güte bey solcher genialen Kraft und so siegender Gelehrsamkeit? Er hat meiner in seinen letzten Augenblicken gedacht — das wiegt die ganze Dresdner Welt an Qualität und Quantität auf, und ihr Vergessen meiner Individualität ist mir nun eine wahre Wohltat.“

Fassen wir nun die einzelnen Züge zu einem Gesamtbilde zusammen. Apel läßt sich als Dichter und Ästhetiker keiner bestimmten Schule eingliedern, vielmehr faßte sein reicher, leicht beweglicher Geist alle literarischen und künstlerischen Strömungen seiner Zeit in sich zusammen: das Pathos der alten

Tragiker und Schillers, die Feierlichkeit Klopstockscher Oden, die volkstümliche Weise Herders, die Ironie und das geheimnisreiche Wesen der Romantiker, die vaterländische Begeisterung der Freiheitskämpfer, aber auch das Liebesgeflüster Catulls, das graziöse Lachen des Horaz, der ätzende Spott Martials: alle diese verschiedenen Töne klingen auf seiner Leier.

Im übrigen zeigt sein Wesen jene feine vielseitige Bildung und freundliche Sitte, um deretwillen Rat Goethe sechs Jahre vor Apels Geburt seinen Wolfgang nach Bleibathen auf die Universität schickte. Im August Apel trieb die alte Leipziger Geistesart, die sich aus gesundem Menschenverstand, Unternehmungsgeist, Unabhängigkeitstrieb, Natürlichkeit und Anmut und einem mit tiefem Gemütsleben gepaarten Sarkasmus zusammensetzt, eine ihrer edelsten Blüten. Er selbst hatte keinerlei hohe Meinung von sich, am wenigsten von seinen Dichtungen, für die er in dem „Abschied“ am Schlusse seiner „Zeitlosen“ in graziösen Versen nur um ein bescheidenes Plätzchen bittet:

Gönn' auch dem Wort, das bald in ernsten Tönen,
Bald leicht im Scherz bei dir vorüberschwebt
Und bald im Rhythmus griechischer Kamönen,
Bald in des Reimes buntem Spiele lebt:
Gönn' in dem großen Heiligtume
Ihm seines Daseins kleinen Raum:
Es dürftet nicht nach Ruhme,
Ihm genügt ein heitrer Traum.



Die kleine graue Kaze

Von Ingeborg Maria Sieß

(Schluß)

Stogstarp, 7. September

Liebe Wanda!



erzlichen Dank für alle deine lieben Worte, die du mir geschickt hast. Mamas letzte Karte hat dir wohl den neuesten Ausspruch der Ärzte mitgeteilt. Sie sind nun also entschieden der Meinung, daß Axel am Leben bleiben werde.

Er hat mich fortgeschickt, weil ich ruhen solle. Solange er nur auf Augenblicke bei Bewußtsein war, war es leichter für mich, Tag und Nacht bei ihm zu sitzen. Nun muß ich mit seiner Fürsorge für mich kämpfen. Meine Ruhe will ich nun dazu verwenden, mit dir zu plaudern. Ich sitze an seinem Schreibtisch, und die Tür zu seinem Zimmer steht offen.

Du fragst, wie, ja wie ich über diese Nachricht und die entsetzlichen Tage und Nächte hinübergekommen sei? Ich weiß es selbst nicht, ich bin bei Axel gewesen. Das ist alles, was ich noch weiß.

Man wird dir mitgeteilt haben, daß wir vor ein paar Tagen Hochzeit gehabt haben. Propst Bergström ist hier gewesen und hat uns getraut.